



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

**"Das Grosse im Kleinen": Rudolf Braun als Innovator der
Geschichtswissenschaft**

Tanner, Jakob

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-43679>
Journal Article

Originally published at:

Tanner, Jakob (2010). "Das Grosse im Kleinen": Rudolf Braun als Innovator der Geschichtswissenschaft. *Historische Anthropologie*, 18(1):140-156.

Jakob Tanner, *"Das Grosse im Kleinen": Rudolf Braun als Innovator der Geschichtswissenschaft*, in: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag, 18. Jahrgang 2010, Heft 1 (Hg. Rolf Lindner und Norbert Schindler), S. 140-156.

HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE

Kultur • Gesellschaft • Alltag

Sonderdruck, im Buchhandel nicht erhältlich.

18. Jahrgang 2010
Heft 1

Herausgegeben von
Rolf Lindner und Norbert Schindler



BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

„Das Grosse im Kleinen“

Rudolf Braun als Innovator der Geschichtswissenschaft

von Jakob Tanner

I.

Rudolf Braun, der am kommenden 18. April in Basel seinen 80. Geburtstag wird feiern können, gehört zu den bekannten Unbekannten – oder zu den unbekannten Bekannten – in der Geschichtswissenschaft. Fast alle wissen etwas über Braun und stimmen darin überein, dass er „wichtig war“. Damit korrespondieren ein blasses Bild und ein Unwissen über das, was seine nachhaltig wirkende, innovative Leistung ausmacht. Weithin bekannt sind die 1960 und 1965 erschienenen, rasch Furore machenden zwei Bände über die Veränderung der Lebensformen im ländlichen Industriegebiet des Zürcher Oberlandes vom 17. bis ins 20. Jahrhundert.¹ In diesen Werken bezieht Braun volkswissenschaftliche und kulturethnographische Ansätze auf sozialgeschichtliche Fragestellungen.

Damit wurde er zum „grossen Inspirator der deutschsprachigen Sozialgeschichte“, wie Jürgen Kocka in seinem „Gruss an den Autor“ zu dessen 70. Geburtstag schrieb.² Die Zürcher Oberland-Studien stiessen auch in anderen europäischen Ländern und den USA auf beträchtliche Resonanz. 1968 wurde Braun für die beiden Pionierarbeiten der *Silas Marcus Macvane*-Preis der Harvard-Universität „for the most outstanding work in the field of modern European history“ verliehen. David Landes erklärte in der Laudatio zur Preisverleihung, in der deutschen Sozialgeschichte gäbe es fast eine Zäsur, nämlich „Vor-Braun und Nach-Braun“.³

Inzwischen ist die Wissenschaftsgeschichte längst von einem personalisierenden Modell des „schöpferischen Geistes“ oder des „grossen Erfinders“ abgerückt. Der Einfluss, den Rudolf Braun auf die

1 *Rudolf Braun*, *Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800*, Göttingen 1979 [erstmalig 1960 im Verlag P.G. Keller, Winterthur und – unter leicht verändertem Titel – beim Rentsch Verlag, Erlbach – Zürich]; *ders.*, *Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet: (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert*, [Erlbach – Zürich 1965] ND Zürich 1999. Zitiert wird im Folgenden aus den Erstveröffentlichungen.

2 *Jürgen Kocka*, *Gruss an den Autor*, in: *Rudolf Braun*, *Von den Heimarbeitern zur europäischen Machtelite* (ausgewählte Aufsätze), Zürich 2000, 7.

3 Ich danke Markus Bürgi, mit dem mich ein jahrzehntelanger Gedankenaustausch verbindet, für die Anregungen, die er für diesen Aufsatz gemacht hat. Die nicht nachgewiesenen Zitate und viele Informationen stammen aus zwei längeren Gesprächen, die ich im August 2004 und, zusammen mit Markus Bürgi, im Februar 2005 mit Rudolf Braun in Basel in seinem Haus geführt habe. Thema dieser Gespräche waren sein Werdegang, seine akademische Karriere, sein Wissenschaftsverständnis und seine Forschungsarbeiten. Der Transparenz halber möchte ich anmerken, dass ich 1985 bei Rudolf Braun promoviert habe und seit 1997 sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl „Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und der neuesten Zeit“ an der von ihm mitgegründeten „Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ der Universität Zürich bin.

Geschichtsschreibung hatte, muss und kann in anderen Kategorien beschrieben werden. Braun kam von der Volkskunde her. Er wirkte als Aussenseiter auf eine Geschichtswissenschaft im Umbruch ein, in der innovative Ansätze auf Resonanz stiessen und gute Rezeptionsbedingungen voranden. Doch die neuen Ideen musste man erst einmal haben. Worin bestanden die Anregungen, die Rudolf Braun machte? Wieso sind es seine Arbeiten, welche die Geschichtsschreibung mitverändert und einen längerfristig prägnanten Einfluss auf Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, auf die analytische Sensibilität und das Auflösungsvermögen historischer Interpretation gehabt haben? Wie wurde Rudolf Braun zum Katalysator für geschichtswissenschaftliche, aber auch interdisziplinäre Lernprozesse? Es zeigt sich hier eine Gegenläufigkeit, die Kocka in seiner subtilen und treffenden Verortung Brauns in der sich in den 1960er Jahren neu konstituierenden deutschen Geschichtswissenschaft vormerkte. Braun sei „auch damals [...] gegen den vorherrschenden Trend“ gestanden: „Denn während wir uns, wie die meisten andern jüngeren Angehörigen der aufsteigenden Sozialgeschichte, den grossen Strukturen und Prozessen zuwandten, die das Leben der Menschen bedingten, umfassten und prägten, unterstützte uns Braun darin zwar, doch insistierte er – unzeitgemäss, aber fruchtbar – darauf, die Innenseite nicht zu übersehen: die Erfahrungen und Gewohnheiten, die Hoffnungen und die Enttäuschungen, den Alltag und die Mentalitäten der meist kleinen Leute im Zeitalter der Industrialisierung.“⁴

Diese Beobachtung Kockas macht deutlich, dass sich Rudolf Braun in der Nähe zu jenem Postulat bewegte, das Hans Medick, einer der wichtigsten Pro-

tagonisten der in den 1970er Jahren aufstrebenden „Alltagsgeschichte“, 1984 in einem einflussreichen Aufsatz *Missionare im Ruderboot?* formulierte. Wie kann, so die Eingangsfrage Medicks, „die Doppelkonstitution historischer Prozesse, die Gleichzeitigkeit von gegebenen und produzierten Verhältnissen, die komplexe und wechselseitige Beziehung zwischen umfassenden Strukturen und der Praxis der ‚Subjekte‘, zwischen Lebens-, Produktions- und Herrschaftsverhältnissen und den Erfahrungen und Verhaltensweise der Betroffenen erfasst und dargestellt werden?“⁵ Hier wird gerade nicht die Erfahrung der Subjekte mit den gesellschaftlichen Verhältnissen kontrastiert, sondern es wird eine Vermittlung eingefordert, und zwar durch einen Typ von Analyse, der beide Perspektiven reflektierend aufeinander zu beziehen imstande ist. Mit der Neubestimmung der Frage nach dem historischen Subjekt, die Medick anstrebt, ergeben sich nicht nur neue Einsichten in die Handlungsfähigkeit von historischen Subjekten, sondern es erscheint auch die „objektive Bedeutungsdimension von Strukturen und deren Rolle in historischen Prozessen“⁶ in einem neuen Licht. Medick gelangt zum Schluss, „dass die Inanspruchnahme von Bedeutungen und die kulturelle Selbstinterpretation im Handeln überhaupt nur innerhalb klassenkonstituierter, widerspruchsbehafteter, jedenfalls mehrschichtiger sozialer Prozesse nötig und möglich ist.“⁷ Rudolf Braun hat bereits in der ersten Hälfte der 1960er Jahre genau diesen Versuch unternommen und eine solche Sichtweise nach seiner Ankunft in Berlin 1966 innerhalb der Sozialgeschichte stark zu machen versucht. Damit ist ein zentraler Punkt der Bedeutung Rudolf Brauns innerhalb der Geschichtswissenschaft benannt.

4 Kocka, Gruss, 7.

5 Hans Medick, *Missionare im Ruderboot? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295.

6 Ebd., 296.

7 Ebd., 304 und 319.

II.

Rudolf Braun wurde 1930 in Basel geboren. Der Vater, promovierter Geologe, starb früh. Dies änderte vieles. Der bisher praktizierte gutbürgerliche Lebensstandard war nicht mehr zu halten, die Familie musste „ganz, ganz hart durch“, Schmalhans war Küchenmeister. Die Schule interessierte Braun nicht, er arbeitete „überhaupt nichts“. Daneben ging er verschiedenen Tätigkeiten nach: Er arbeitete auf dem Bau, als Liftboy, als Hilfspfleger, Autowäscher oder Sekuritas-Aushilfe. Bei der Matura (Abitur) hatte er Schwierigkeiten und musste ein Jahr nachholen. Braun leistete nur dann etwas und erzielte dabei auch Bestnoten, wenn es „Klick“ machte, das heisst, wenn es um einen Stoff ging, dem er etwas abgewinnen konnte, wenn sich ein Projekt mit origineller Perspektive auftrat oder er darin – wie beim Turn- und Sportlehrerdiplom – einen Sinn sah. Schliesslich begann Rudolf Braun in Basel Volkskunde zu studieren. Hier unterrichtete nach dem Tode von Paul Geiger im Jahre 1952 Richard Weiss⁸, der jeweils von Zürich aus anreiste und der für Braun zum „Mentor und grossen Anreger“ wurde. Dies führte ihn 1953 nach Zürich, wo sich das Lehrer-Schüler-Verhältnis zu Richard Weiss verfestigte. Von ihm lernte Braun die Methodik, die Beobachtungstechniken, die ganze wissenschaftliche Praxis des Faches und er bewunderte auch die „sehr schöne, verständliche Sprache“ seines Lehrers.

Ganz in der Tradition der „teilnehmenden Beobachtung“, wie sie von der Volkskunde

gepflegt wurde, absolvierte Braun während der Forschungsarbeit an der Dissertation 1955 ein Praktikum als Hilfsarbeiter in einer Spinnerei in Wald im Zürcher Oberland; er war „zur Kost“ bei einer Heimarbeiterfamilie, er lernte das ganze Spektrum von Arbeiten und Leben kennen und wertete in der kargen Freizeit die sehr ergiebige Walder Ortschronik aus. Später wird er auf diese Phase seines Lebens immer wieder Bezug nehmen – auch in Auseinandersetzung mit Studierenden, deren theoretischen Argumentationen er seine Erfahrungsperspektive entgegensetzte. Rudolf Brauns Praxisbezug war allerdings bald selber schon Geschichte geworden. Mitte der 1950er Jahre befand sich das Oberland in einer beschleunigten Umbruchphase, denn „auch die Betroffenen selbst erlebten und erleben die Veränderungen der letzten Jahre als eine eigentliche Zäsur“, schreibt Braun am Schluss des zweiten Bandes der Oberlandstudie und zitiert einen Industriellen, der ihm gesagt hat: „Sie haben damals noch das Ende einer Epoche beobachten können. Was Sie noch sahen und erlebten, ist wohl endgültig dahin.“⁹

1958 promovierte Rudolf Braun in Zürich in Volkskunde. In der Folge standen die Zeichen deutlich auf Interdisziplinarität. Zunächst waren Soziologie und empirische Sozialforschung die Bereiche, in die sich Braun hineinknien und deren Theorien und Methoden er sich aneignen wollte. 1958 wurde ihm eine Assistenz an die Sozialforschungsstelle in Dortmund¹⁰ angeboten, wo er zusammen mit Otto Neuloh und Erich Werner die Studie „Die

8 Richard Weiss (1907–1962), der Germanistik und Geschichte studiert hatte, war der erste Inhaber des Lehrstuhls für Volkskunde an der Universität Zürich. Er brachte mit seinen Beobachtungstechniken und seinem Darstellungsstil sowie mit seinem kulturmorphologischen Blick auf kulturelle Traditionen neue Bewegung in das Fach. Zusammen mit dem Basler Volkskundler Paul Geiger (1887–1952) entwickelte er aus der Sprach-, Dialekt- und Sachforschung heraus einen „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ (1950–1989), der Kulturräume und Kulturgrenzen kartografisch erfasste. Das 1946 erschienene Hauptwerk „Volkskunde der Schweiz“ fand auch international Beachtung.

9 Braun, Sozialer und kultureller Wandel, 363.

10 Die 1946 gegründete Sozialforschungsstelle Dortmund war, um die akademische Einbindung sicherzustellen, formal eine Aussenstelle des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Münster. Zunächst wurde sie von Walter G. Hoffmann, einem international aner-

durchlaufende Arbeitsweise. Sonntagsarbeit im Urteil der Stahlarbeiter“ erarbeitete.¹¹ Braun hat für diese Studie Interviews mit Schmelzern und Walzarbeitern am Arbeitsplatz durchgeführt; aufgrund seiner Erfahrungen hat er Konzeption und Methode der Studie massgeblich geprägt und auch weiterführende Überlegungen zur Analyse des „sozialgeschichtlichen Hintergrunds des Problems“ beigeleitet. Die politische Umsetzung der Studie, die sich im „Entwurf einer Verordnung über Ausnahmen vom Verbot der Beschäftigung von Arbeitnehmern an Sonn- und Feiertagen in der Eisen- und Stahlindustrie, BMA“ materialisierte, wie er der Kabinettsitzung der Bundesregierung am 21. Dezember 1960 vorlag, wurde dann als „Neuloh-Plan“ gehandelt.¹² Die Publikation der Studie kam zu spät, um noch substantielle Auswirkungen auf diese Debatte haben zu können, und im „Spiegel“ wurde sie als „Rohrkriecher“ abqualifiziert, was Braun vor allem deswegen geärgert hat, weil es ihm ja nicht um kurzfristige Politikberatung, sondern um die sozialwissenschaftliche Erarbeitung von Grundlagen für nachhaltige, die Arbeitswelt betreffende Entscheidungen in einer sich wandelnden Industriegesellschaft ging. Während seiner Assistenzzeit in Dortmund nahm er als Interviewer auch an der Erarbeitung einer weiteren Studie über Automation und Büroberufe teil. Das Institut befand sich

damals gerade in einer Phase der Neuorientierung; war es in den 1950er Jahren unter der Leitung von Walter G. Hoffmann durch eine Konvergenz von anwendungsorientierter Sozialforschung und konservativen Stabilisierungsbemühungen charakterisiert, so betrieb es mit der Ankunft von Helmuth Schelsky als neuem wissenschaftlichem Direktor ab 1960 stärker soziologische Grundlagenforschung und integrierte auch soziologische Studien zu Entwicklungsländern.¹³ In diesem Bereich sah Braun eine interessante berufliche Option; am Schluss von „Industrialisierung und Volksleben“ schreibt er, die im Titel seiner Studie angelegte Fragestellung sei „von brennender Aktualität, vor allem für die so genannten unterentwickelten Länder, in welche die Industrie wie eine Sturzwelle einbricht.“ (1960: 258) Um sich auf den schon feststehenden Amerikaaufenthalt vorzubereiten, verfasste er im Herbst 1960 den Aufsatz „Probleme der Entwicklungsländer im Spiegel schweizerischer Industrie- und Sozialgeschichte“.¹⁴ Braun beklagte darin, dass die Entwicklungshilfe „ein Objekt im kalten Krieg zwischen Ost und West“ (43) geworden sei, was zu kontraproduktiven Hilfsstrategien führe, die sich als „Bumerang für die Helfenden“ erwiesen. Demgegenüber forderte Braun „die Sicherung einer Kontinuität ein“, was wiederum „gründliche Kenntnis über die Verhältnisse in dem betreffenden Entwick-

kannten Wirtschaftshistoriker, geleitet. Eine wichtige Rolle spielte auch Otto Neuloh, der während der Weimarer Zeit Sozialdemokrat war und sich nach 1933 an das NS-Regime angepasst hatte. Mit Helmuth Schelsky stieg ein ehemaliges NSDAP-Mitglied ins Direktorium auf. Schelskys Vergangenheit war damals aber ebenso wenig ein Thema wie jene der Sozialhistoriker Werner Conze und Theodor Schieder. Schelsky, in der BRD als innovativer Soziologe mit beträchtlicher Breitenwirkung bekannt, wandelte die Sozialforschungsstelle 1969 gegen den Widerstand der Stadt Dortmund in die neue Bielefelder Fakultät für Soziologie um. Später gründete das Land Nordrhein-Westfalen eine Nachfolgeeinrichtung unter demselben Namen. Zur institutionellen Entwicklung und den personellen Kontinuitäten vgl. Jens Adamski, *Ärzte des sozialen Lebens: Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969*, Bressen 2009.

¹¹ Otto Neuloh/Rudolf Braun/Erich Werner, *Die durchlaufende Arbeitsweise. Sonntagsarbeit im Urteil der Stahlarbeiter*, Tübingen 1961.

¹² http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/1001/k/k1960k/kap1_2/kap2_50/para3_4.html

¹³ Vgl. Adamski, *Ärzte des sozialen Lebens*.

¹⁴ Die Aufsätze von Rudolf Braun werden der Einfachheit halber aus dem 2000 erschienenen Sammelband zitiert. Vgl. Braun, *Von den Heimarbeitern zur europäischen Machtelite*, 43–64.

lungsland voraus[setzt]" (63). Bezeichnend ist die Anekdote, die Braun bei der Wiederveröffentlichung mitteilte: Auf Anregung seines Verlegers Eugen Rentsch, der u.a. die Schriften von Wilhelm Röpke herausgab, sollte der Aufsatz in die Veröffentlichungen der Mont Pèlerin-Society aufgenommen werden. Doch „offensichtlich wurde von den Ordoliberalen der Inhalt als subversiv empfunden" (9), so dass dieses Vorhaben scheiterte, was zur Veröffentlichung in der „Sozialen Welt" führte.¹⁵

III.

Als Braun Mitte der 1950er Jahre die Geschichte des Volkslebens und der alltäglichen Lebensformen des Zürcher Oberlandes konzipierte, wollte er zuerst im Direktdurchstieg den langen Zeitraum von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert abhandeln. Bald zeigte sich, dass das Projekt in zwei Teile zerlegt werden musste. Der erste, 1960 als Dissertation erschienene Band behandelte „die Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkungen der Verlagsindustrie im 17. und 18. Jahrhundert"¹⁶, während Band zwei, die 1965 publizierte Habilitationsschrift, den „sozialen und kulturellen Wandel" in diesem ländlichen Industriegebiet und insbesondere die Fabrikindustrie im 19. und 20. Jahrhundert behandelt.¹⁷ Im ersten Band hält Braun leitmotivisch fest, das Baumwollgarn sei für die Bevölkerung des Zürcher Oberlandes seit Generationen der „Schicksalsfaden" gewesen: „Über alle Krisen hinweg hielt sie ihm die Treue", und „trotz mancher Not" habe sich „die Fabrikbevölkerung eine heitere Lebensfreude bewahrt" (5).¹⁸ Der Studie wurde

von einem dezidiert „volkskundlichen Standpunkt" aus verfasst. Es ging Braun darum „zu erkennen, wie sich Grundbedingungen menschlichen Lebens und Zusammenlebens verändern, wenn das Dasein ganz oder teilweise auf eine industrielle Existenzgrundlage gestellt wird." (11) Im Gegensatz zur Wirtschaftsgeschichte, welche die Triebkräfte industrieller Entwicklung untersucht, frage die Volkskunde nach der volkstümlichen Rezeption der Industrialisierung und der Umgestaltung des Volkslebens, der „Mensch-Ding-Beziehungen" ebenso wie der Geisteshaltung. Braun teilt nicht die Vorstellung, die Industrialisierung sei ihrem Wesen nach „gemeinschafts- und traditionsfeindlich". Anstatt sie zum „Prügelknaben" zu machen, deutet er sie als produktive Kraft, welche die „Daseinsverhältnisse" verändert und umgestaltet und die damit grossen Bevölkerungsteilen überhaupt erst so etwas wie „Heimat" garantieren kann. (12f.) Gerade weil „Traditionsgläubigkeit und Gemeinschaftsbedürfnis" wichtig sind, werden sie durch die Industrialisierung nicht zersetzt, sondern es ist eben dieser Prozess, der dafür bürgt, „dass aus der neuen, industriellen Existenzgrundlage neue Traditionsgüter geschaffen werden und neue Gemeinschaftsformen sich bilden". (13) Rudolf Braun verabschiedet sich damit vom Lamento einer konservativen Modernisierungskritik und richtet seinen Blick auf die beiden zentralen Trägerschichten des heimindustriellen Verlagssystems: die privilegierten Stadtbürger und die ländlichen Untertanen, zwischen die sich indessen viele „Zwischenglieder einschalten können, die eigentliche Unternehmermöglichkeiten besitzen". Und er erkennt in letzteren, den sog. „Tüchlern" (die sich oft stolz „Fabrikanten" nennen) „eine geistige

15 Ebd., Einleitung, 9.

16 Braun, Industrialisierung und Volksleben.

17 Braun, Sozialer und kultureller Wandel.

18 Diese und die weiteren Zahlen verweisen auf Seitenangaben in: Braun, Industrialisierung und Volksleben, 1960 oder, im entsprechenden Teil, auf: Braun, Sozialer und kultureller Wandel, 1965.

und gesellschaftliche Elite auf dem Lande“ und gleichzeitig den „Gärstoff, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur grossen Umwälzung antreibt“. (15) Schon auf den ersten Seiten seiner ersten Studie bewegt sich Braun damit auf einem argumentativen Niveau, das Ansätze, die später „politische Sozialgeschichte“ und „Alltagsgeschichte“ genannt werden, auf originelle Weise verbindet. Die Analyse eines „Produktionssystems“ (15) bzw. einer „Wirtschaftsordnung“ (49) und die Beobachtung der „alltäglichen Lebensäusserungen“ bleiben immerzu aufeinander bezogen. Die demographische Dynamik wird – gegen die damals grassierenden neomalthusianischen „Überbevölkerungstheorien“ (37f.) – mit Faktoren wie der Veränderung der Eigentumsverhältnisse, der Nutzungsformen und der Arbeitsverteilung erklärt. Es zeigt sich, dass der Industrialisierungsprozess nicht ein „kreisförmiges Netz um Zürich als Zentrum der Verlagsindustrie“ schuf, sondern dass „die am intensivsten industrialisierten Gebiete“ teilweise „weitab von Zürich“ (55) liegen, so dass es J.C. Hirzel 1792 scheinen mochte, die Fabrikarbeiter „seien von den Bergen herunter gestiegen“, denn „je näher solche, je mehr Fabrikarbeiter gibt es“. (58)

Rudolf Braun lehnt eine „rein materialistische Geschichtsbetrachtung“ ab. Er geht nicht davon aus, dass es die Industrialisierung ist, „welche die Sitten und Bräuche um den grossen Übergang im Leben – um die Eheschliessung – verändert“. Stattdessen argumentiert er mit materiellen Ermöglichungsbedingungen, die den Spielraum für „Individualisierungsprozesse“ und für die Entfaltung eines „säkularisierten, ichbezogenen Eros“ geöffnet haben: „Im Biedermeier erhält die bürgerliche Liebe ihre äussere und innere Formgebung, die noch heute, abgesunken und umgeschmolzen, als ‚Traumboot‘ der romantischen Liebe aus jedem Radio und Wurlitzerapparat uns entgegenföhrt. In diesem Zusammenhang [...] müssen wir den Wandel der Ehesitten auf der Zürcher

Landschaft sehen, der durch die industriellen Verdienstmöglichkeiten ausgelöst wurde.“ (68) Eine solche kontextsensitive Argumentation ermöglicht es Braun auch, die paradoxen Effekte des von der Bevölkerung nachhaltig rezipierten protestantischen Arbeitsethos (185) auf den Industrialisierungsprozess zu erkennen: Dieser puritanische Geist fungiert angebotsseitig als industrielle „Triebkraft“, steht aber zugleich mit seinen „Prachts- und Sittengesetzen“ der Industrialisierung nachfrageseitig im Weg, wie Braun anhand einer fein ziselierten Analyse der damaligen Luxusdiskussion nachweist. (108ff.) Damit bricht Braun aus einfachen Kausal-erklärungen aus, wie sie vor allem im Anschluss an Max Weber, der kurz erwähnt wird (185), geführt wurden, und integriert Ambivalenzen und Aporien in sein Interpretationsmodell. Er zeigt, wie ein breites Spektrum von „Armen“ in das heimindustrielle Produktionssystem einbezogen wird, wie dieses mit der „Dämonie“ von „Zeit ist Geld“ ernst macht und die Menschen an die Arbeitsformen adaptiert. Die Verlagsindustrie mit ihrer eigengesetzlichen Dynamik führt so „die Heimarbeiter in eine neue Welt. In langen Prozessen müssen sie in dieser technisch-dynamischen Welt ihr inneres Gleichgewicht finden, sich in ihr behaupten und bestätigen.“ Dabei helfen ihnen die „altbäuerlichen Traditionsgüter“ nicht; vielmehr brauchen sie „eine neue, ihrer Existenzgrundlage gemässere Sachkultur und Lebenshaltung“. (205) Das Einüben dieser neuen, auf die Industrie abgestimmten alltagskulturellen Formen ist damit nicht erst ein Resultat des industriellen Liberalismus des 19. Jahrhunderts, sondern vollzieht sich gerade umgekehrt innerhalb des protestantischen Arbeitsethos, (211) das es auch ermöglicht, die Bedeutung der Armut religiös aufzuladen, sie zu einem „sittlich-erzieherischen Faktor“ umzufunktionieren, indem sie Almosenwürdigkeit an Arbeitswilligkeit koppelt. (217ff.) Weitere Stichworte der Untersuchung beziehen sich auf die „Einstellung

der Heimarbeiter zu Armut und Krise“ und den starken Einfluss der Eigentumsformen auf die Mentalität. Die Ergebnisse seiner Studie zusammenfassend, macht Braun den kulturmorphologischen Begriff der „Industrielandschaft“ stark, die „mit sichtbaren Zeichen der Verlagsindustrie“ überstellt ist und die über diese dechiffriert werden kann.

IV.

Mit seiner Studie grenzte sich Rudolf Braun von der traditionellen schweizerischen Volkskunde ab, die um Trachtenvereine, Volkstanzgruppen und Bauernhäuser kreiste. Gleichzeitig bezog er sich in vielfältiger Weise auf volkskundliche Forschungen, insbesondere jene des von ihm hoch verehrten Richard Weiss. Die empirisch hochauflösende Beobachtungsmethode und das Sensorium für kulturelle Differenzen und die kleinen Routinen des Alltags gehörten zum Grundrüstzeug seiner Forschung. Das hatte ihn schon während seiner Mittelschulzeit und während des Studiums interessiert. In doppelter Hinsicht markierte er nun eine theoretisch-konzeptionelle Distanz zur dominierenden Sichtweise. *Zum einen* lehnte er einfache Temporalmodelle ab, die auf der Dichotomisierung von „Tradition“ und „Moderne“ aufbauten. Die Obsession mit den „untergegangenen Welten“ will er nicht mitmachen, das Selbstverständnis einer „Rettung des Herkömmlichen“ vor dem Untergang durch die gerade noch mögliche wissenschaftliche Dokumentation, das in Volkskunde und Ethnologie noch immer sehr präsent war, lehnte er ab. Die Ästhetik des Verschwindens und die sozialromantische Verklärung versunkener Volkskulturen sind seine Sache nicht. Braun analysiert statt dessen Aneignungs-, Umdeutungs- und

Vergegenwärtigungsprozesse, er entwickelte eine Aufmerksamkeit für die „Veralltäglichen“ (Max Weber)¹⁹ des Neuen: „Altes fügt sich zu Neuem, wird umgewertet, neu erlebt und anders bezogen. Es ist kein einseitiger Zersetzungsprozess, sondern eine Neuorientierung, die sich auf das industrielle Dasein einstellt.“ (240) Damit verbunden ist die These, dass Protoindustrialisierung und Fabrikindustrie sich in enger Wechselwirkung mit einem Alltag entwickeln, in dem wiederum den Bedürfnissen der Industrie entsprechende Arbeits-, Wohn- und Lebensformen entstehen. *Zum anderen* fordert Rudolf Braun gegen die oft ahistorische, auf Beispiele fixierte kulturgeographische Methode der Volkskunde eine konsequente historische Kontextualisierung sozialer und kultureller Phänomene ein, da erst eine solche kontextsensitive Analyse es möglich mache, die Zeitgebundenheit von Lebensformen und Handlungsspielräumen zu erkennen. Die 1961 veröffentlichte Habilitationsschrift Hermann Bausingers „Volkskultur in der technischen Welt“ vermittelte Rudolf Braun deshalb einen ambivalenten Eindruck. Er identifizierte sich mit Bausingers Grundintention, die volkskundliche Forschung aus dem schrumpfenden Residualgebiet vorindustrieller Lebensformen zu befreien und sie zentral auf Problemlagen der Industriedeutsche hin zu öffnen. Er unterstützte auch das Anliegen, nicht nur einen methodischen Bruch mit der Volkskunde des Nationalsozialismus zu vollziehen, sondern diesen zum Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen zu machen. Im zweiten Band der Zürcher Oberland-Studie schreibt er zu Bausingers Studie: „Für das allgemeine Problem des ‚selbstverständlichen Einbaus des Technischen in die Volkswelt‘ ist diese Analyse von hervorragender Bedeutung“ (226). Gleichzeitig ärgerte sich Braun über die

¹⁹ Max Weber brauchte den Begriff im Zusammenhang einer „Veralltäglichen des Charisma“, vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1922, Teil III: Typen der Herrschaft, Kapitel 5; vgl. dazu auch: Peter Burke, *Soziologie und Geschichte*, Hamburg 1989, 159.

uneingeschränkt positive Rezension der Studie durch seinen Mentor Richard Weiss und machte letzterem gegenüber geltend, mit Bausingers kontextindifferenter Beispiel-Huberei komme man nicht weiter.

Im zweiten Band der Zürcher Oberlandstudie, der das 19. und 20. Jahrhundert behandelt und der fünf Jahre später erscheint, vertieft Braun seine Erkenntnisse. Gleichzeitig liegen zwischen 1960 und 1965 entscheidende Jahre, die ihn nachhaltig prägen sollten. Die Zeit zwischen Frühjahr 1961 bis Sommer 1963 verbrachte Braun in Chicago, wo er das Manuskript des zweiten Bandes niederschrieb. Dieser Aufenthalt war für Braun in verschiedener Hinsicht eine Herausforderung. In der Kennedy-Ära herrschte Aufbruchstimmung. Eliteuniversitäten und die US-Administration pflegten enge Kontakte. Zunächst war Braun *Visiting Scholar* am *Department of Anthropology* an der *Northwestern University*. Aus den Instituten der Exponenten der *African Anthropology* Melville J. Herskovits (der 1963 starb) und Paul und Laura Bohannan gingen die künftigen Leader des „schwarzen Kontinents“ hervor. Theoretische Entwicklungshilfe war ein attraktives interdisziplinäres Schlagwort. Von Seiten der Wirtschaftsgeschichte und der Kultur-anthropologie wurde gleichermassen versucht, die Relevanz kultureller Faktoren in Entwicklungsmodellen herauszuarbeiten. 1952 hatte Bert F. Hoselitz, der eine Professur an der University of Chicago hatte, die Zeitschrift *Economic Development and Cultural Change* gegründet, die darauf abzielte, Entwicklungshilfe aus dem manichäischen Raster der Ost-West-Blockkonfrontation herauszuhalten. Die Kritik der dominierenden, stark verallgemeinernden Wachstumstheorien der Nachkriegszeit betonte vor allem die kulturelle Unterschied-

lichkeit von Gesellschaften, die zum zentralen Problem der Entwicklung gemacht werden sollte. Es ging, mit andern Worten, um eine angemessene Berücksichtigung lokaler, regionaler und nationaler Kontexte. Brauns Forschungsprofil bot beste Voraussetzungen, um in diese Debatten einzusteigen. Kaum lag das Manuskript vor, bot ihm Hoselitz im Frühjahr 1962 eine Fellowship am *Department of Social Sciences* an der *University of Chicago* an. Braun wirkte am Forschungsprojekt „Small-scale Industries of the World“ mit und konnte aus dem Vollen schöpfen. Er kombinierte seine eigenen Überlegungen mit Konzepten des dynamischen Unternehmers, wie sie von Joseph A. Schumpeter und Fritz Redlich vorgeschlagen wurden.²⁰

In dieser Zeit lernte er Clifford Geertz kennen, Assistenzprofessor an der University of Chicago, der 1963 den Sammelband *Old societies and new states: the quest for modernity in Asia and Africa*, sowie die beiden Studien *Agricultural involution: the process of ecological change in Indonesia* und *Peddlers and Princes* veröffentlichte.²¹ In der dritten Studie vergleicht Geertz zwei indonesische Städte, Modjokuto (Java) und Tabanan (Bali). Er stellt dazu einleitend die grundsätzliche Frage nach den soziokulturellen Ermöglichungsbedingungen und der „kritischen Masse“ für einen wirtschaftlichen Modernisierungsprozess und spannt in der Einleitung einen weiten Bogen von England über Russland bis hin zu China und Japan. Er fordert die Zusammenarbeit von Anthropologen und Ökonomen und eine Mehrebenen-Analyse, die globale Entwicklungen ebenso berücksichtigt wie lokale Verhältnisse. Rudolf Braun, der diesen Text ebenfalls las, war enorm beeindruckt vom analytischen Potenzial dieser Kulturanthropologie. Hier

20 Davon zeugt der Aufsatz Rudolf Braun, Zur Einwirkung soziokultureller Umweltbedingungen auf das Unternehmerpotential und das Unternehmerverhalten, in: *ders.*, Von den Heimarbeitern, 65–95. Dieser Beitrag beruht auf dem Habilitationsvortrag, den Braun 1964 in Bern hielt.

21 Clifford Geertz, *Peddlers and princes: social change and economic modernization in two Indonesian towns*, Chicago u.a. 1963.

wurden viele Probleme, mit denen er sich selber beschäftigt hatte, mit einem neuen begrifflichen Instrumentarium und neuen Erklärungsmodellen angegangen. Geertz arbeitete auf eine Konvergenz zwischen Geschichte und Kulturanthropologie hin und vereinigte dabei eine ausgedehnte Feldforschungserfahrung mit einem soliden Wissen über europäische Klassiker der Sozialwissenschaften. Insbesondere war Geertz ein intimer Kenner von Max Weber. Für Rudolf Braun war die Erfahrung des theoretischen Gefälles zwischen der europäischen und der amerikanischen Sozialwissenschaft ein Schock – allerdings ein heilsamer, der ihm zeigte, dass in seiner Analyse des Zürcher Oberlandes vieles von dem, was er nun neugierig zur Kenntnis nahm, als Gedankenkonfiguration, als argumentatives Modell, schon angelegt war.

Niederschmetternd war die Nachricht vom unerwarteten Bergtod seines verehrten Lehrers Richard Weiss im Juli 1962. Damit starb nicht nur der väterliche Lehrer und Freund, es brach zudem eine wichtige Brücke zur Volkskunde weg. Aus Zürich kamen zwar Signale, Braun solle sich für die Nachfolge von Weiss bewerben – dieses Angebot lehnte er indes ebenso ab wie ein Stellenangebot von Bausinger. Die neue Option hiess Geschichte. Nach der Rückkehr aus den USA schlug ihm Brich Gruner, Historiker und Politologe an der Universität Bern und ehemaliger Gymnasiallehrer Brauns, der von dessen Dissertation sehr beeindruckt war, vor, sich mit dem zweiten Band in Bern in „Sozialgeschichte“ zu habilitieren. Gleichzeitig begann Braun ein vom Schweizerischen Nationalfonds finanziertes Forschungsprojekt zur Integration der italienischen Arbeitskräfte in der Schweiz; die Interview-Erfahrungen, die er in Dortmund sammeln konnte, kamen ihm dabei zu Hilfe. Bis Ende 1965 hatte er die empirischen Grundlagen (Interviews, statistische Erhebungen, die per Computer ausgewertet wurden etc.) für eine breit angelegte Studie erarbeitet.

Im selben Jahr, 1965, erschien Band zwei der Zürcher Oberland-Studie unter dem Titel „Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert“. Die Leser fanden darin eine veränderte Begrifflichkeit und neue Erklärungsmuster vor. Die Volkskunde wird zwar noch erwähnt, und das vierte Kapitel über „Volksleben und Volkskultur im Spannungsfeld des Fabrikbetriebes und der Fabrikarbeit“ spricht einleitend „volkskundliche Kernprobleme“ an. (185) Es dominierte jedoch insgesamt ein auch in der begrifflichen Strukturierung prononciert sozial- und kulturhistorischer Zugang. Untersucht wird „der soziale und kulturelle Wandel unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens“, dessen Auswirkungen auf die „staatlich-kommunale Neuordnung“ sowie auf die Werthaltungen und Lebenseinstellungen der Fabrikarbeiterschaft. Wie im ersten Band wird die Konstruktion „einseitiger Kausalverhältnisse“ kritisiert (14) und eine „mechanische Modellvorstellung“ der „Industriellen Revolution“ abgelehnt. Mit der Einsicht in die breite Varianz historischer Entwicklungspfade hat sich auch das Register historischer Beobachtungsmöglichkeiten erweitert. Braun unterscheidet nun deutlicher zwischen Schilderungen, die einer aussengeleiteten Wahrnehmungsperspektive entsprechen, und der Selbstwahrnehmung der Akteure bzw. ihrer subjektiven Binnensicht. Nach der Schilderung der „Zwangsordnung der Fabrik“ mit ihren entsetzlichen Arbeitsverhältnissen und ihrem Niedriglohnregime stellt er fest: „Die Fabrikarbeiter selbst [...] schätzen ihre Arbeit anders ein und verhalten sich zur Maschine anders. Von hierher werden hellere Farbtöne in unser düsteres Bild kommen.“ (62) Diese Phänomene werden in einem „facettenreichen Kapitel“ (250) geschildert, das weithin „Neuland“ (249) beackert, auf dem nach Braun „kultur- und gesellschaftswissenschaftliche Fragen von grosser Tragweite“ aufgeworfen werden müssen. (250) Mit seinem Ansatz nimmt

Braun Abstand sowohl von (linken) Entfremdungs- oder Nivellierungstheorien als auch von (kulturkonservativen) Entseelungs-Befürchtungen. (230) Der Fabrikarbeiter unterliegt vielmehr einer „geistig-seelischen Bindung an seine Maschine“ und versucht deren „Freiheitsgrade [...] durch allerlei Kniffe und Tricks zu erweitern“. (230f.) Deshalb ist es nötig, „das Ordnungs-, Reinlichkeits- und das Schmuckbedürfnis der Fabrikarbeiter mit ihrer Arbeit in Verbindung zu bringen“ (242), aber auch „die Verhaltensschizophrenie zwischen Arbeitszeit und Freizeit“ (223) zu analysieren. Braun stellt auf plastische Weise die Veränderungen des kommunalen Lebens, des Vereinswesens und des Festbetriebes sowie der medialen und monetären Praktiken in „Fabrikgemeinde und Fabrikdorf“ dar. Besonders interessant sind die Überlegungen zur materiellen Kultur, zu den Mensch-Ding-Beziehungen, die durch die Industrialisierung einer fundamentalen Modifikation unterworfen sind. Ältere Gebräuche und Praktiken werden auf neue Artefakte, Aufgabenstellungen und Bedürfnisprofile hin funktionalisiert und damit als Traditionen überhaupt erst erfunden. 1983 sollte Eric Hobsbawm in seiner Einleitung „Erfindung der Tradition“ Rudolf Brauns „ausgezeichnete Studie“ als prominentes Beispiel für seine These zitieren.²² 1965 gab es weit und breit keine Studie, die auf dermaßen kongeniale Weise den Blick für's Detail mit dem Auge für gesellschaftliche Transformationsprozesse verband, wie jene von Rudolf Braun.

V.

1966 erfolgt, auf Anregung von Wolfgang Fischer, eine Einladung nach Berlin. Rudolf Braun sollte in der „Historischen Kommission“ an einem DFG-Forschungsschwerpunkt zur Industrialisierung in Berlin mitwirken. Hier passierte das, was Jürgen Kocka – der neben Hartmut Kaelble und anderen als Dissertand in diesem Projekt arbeitete – als den „Schweizer Einfluss auf die intellektuelle Entwicklung Berlins“ bezeichnete. Braun sorgte für anregenden transatlantischen Theorie- und Konzepttransfer. Die neuen Perspektiven, die sich für eine interdisziplinär orientierte historische Forschung auftraten, müssen mächtig eingeschlagen haben, man kann sich – nach Brauns Erinnerungen – einen ebenso kompetitiven wie kooperativen Forschungszusammenhang vorstellen, aus dem sich neue Standards der Geschichtsschreibung entwickelten. Kocka spricht von Braun als einem „Ideenspender und intellektuellen Motor“.²³ Umgekehrt sagt Braun, er habe gleich gemerkt, dass Kocka „eine Rakete“ sei. Ein weiterer, unter den Bedingungen des Kalten Krieges heikler Berliner Forschungszusammenhang, in den Rudolf Braun massgebliche Anregungen einspeist, ist das Akademie-Projekt der DDR um den Volkskundler Wolfgang Jacobeit zur „Magdeburger Börde“.²⁴ Wolfgang Jacobeit, der diese Forschungen mit seiner Frau Sigrid Jacobeit durchführt, hat die beiden Oberland-Bände von Braun intensiv rezipiert; er nimmt Kontakt mit Rudolf Braun auf, und in den Diskussionen mit Braun, der sich indessen nie an der Lehre beteiligte, wird der Forschungsansatz einer „Anthropology at home“ konkretisiert. Die historisch-volkskundlich-

22 Eric J. Hobsbawm, Das Erfinden von Tradition, in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998 [1983], 97–118.

23 Kocka, Gruss, 7.

24 Zur Konzeption der Alltagsgeschichte der Jacobeits vgl.: Sigrid Jacobeit/Wolfgang Jacobeit, Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900–1945, Münster 1995. Siehe auch: Wolfgang Jacobeit, „Fremde“ in der Schweiz: Volkskunde – Volkskultur: ein Literaturbericht, in: Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie, Berlin, Nr. 11/12 (1996), 10–27.

kulturanthropologische Untersuchung der Börde war das Projekt, „das den Weg der DDR-Volkskunde im Verbund mit den historischen Nachbarsdisziplinen hin zur kritischen Gegenwartsforschung markiert“²⁵. Brauns anregende Wirkung in West und Ost macht deutlich, dass der „neutrale Schweizer“ mit dem „eisernen Vorhang“ kreativer umgehen konnte als seine deutschen Kollegen.

Nach dem „leider nur kurzen, aber für uns entscheidenden Gastspiel an der Historischen Kommission“ (so Kocka) wechselt Rudolf Braun 1968 als Ordentlicher Professor an die Freie Universität. Gleichzeitig wird er in den sogenannten „Heidelberger Arbeitskreis“ kooptiert, mit dem er schon vorher in Kontakt stand und den er – zumindest in dieser Zeit – als „verdammte elitär“ empfand, so dass er sich mehrere Male den Austritt aus diesem „Club“ überlegte.²⁶ Es überwog dann aber die Faszination und der intellektuelle Mehrwert, der aus den halbjährlichen Tagungen, die nun in der Reimers-Stiftung in Bad Homburg stattfanden, resultierte. Braun war schwer beeindruckt, wie Koselleck und Borchardt, später auch Wehler, Kocka und (Hans) Mommsen druckreife, engagierte Voten abgaben und wie es aus Lepsius und Schluchter „nur so herauswebert“. Und er hat immer wieder betont, wie wichtig der Arbeitskreis für ihn als intellektuelle Clearing-Stelle und als Ort für das Entwickeln neuer Themenschwerpunkte war.

In der bewegten Phase von '68 lehnt Braun die aufgeregte Haltung des im November 1970 gegen die Studentenbewegung gegründeten „Bundes Freiheit der Wissenschaft“ ab und gerät damit auch in

ein Spannungsverhältnis zu Wolfram Fischer, der sich in dieser Phase nach rechts entwickelt und z.B. „eine Fakultätssitzung in einer geheim gehaltenen Villa mit Polizeischutz“ vorsah. „Da sagte ich: ich komme nicht, das ist für mich einfach inakzeptabel, so geheim und Polizeischutz.“ Fischer hat das als illoyal empfunden – und Braun konnte das verstehen, „aber ich musste einfach den einsamen, geraden – also für mich geraden – Weg gehen.“ Wissenschaftlich verläuft dieser Weg dann über weitere Aussenstationen. Das akademische Jahr 1969/70 verbringt Rudolf Braun als Fellow am *Center for Advanced Study in the Behavioral Science* in Stanford. Hier entsteht das Manuskript der Studie zur sozio-kulturellen Integration italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz.²⁷ Das Projekt ist nach der Abreise von Braun nach Berlin anfangs 1966 nicht mehr vorangekommen, und im Vorwort wird festgehalten, „dass es „im Familien- und Freundeskreis [...] den Arbeitstitel ‚Mein Kreuz des Südens‘“ erhielt.“²⁸ In Palo Alto nun kann Braun seine Analysen der Arbeits- und Wohnverhältnisse, der Nahrungs- und Konsumgewohnheiten, des sozialen Beziehungsfeldes, des Kontaktverhaltens, der Heimkehrdisposition der italienischen Arbeitskräfte abschliessen. Das Buch erscheint wenige Wochen vor der Volksabstimmung zur sog. „Schwarzenbach-Initiative“ im Juni 1970, welche mit fremdenfeindlichen Argumenten die Einwanderung in die Schweiz drastisch beschränken wollte. Braun drückt in der Schlussbemerkung zur Studie seine Hoffnung aus, dass das Stimmvolk diesen Vorstoss der „Nationalen Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat“

²⁵ Christel Köhle-Hezinger, „Das Schöne in der Ordnung“. Oder: neue Ordnungen, neue Fragen?, in: Silke Götsch/Christel Köhle-Hezinger (Hg.), *Komplexe Welt: kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001, Münster 2003, 77.

²⁶ Kocka formuliert, der Arbeitskreis sei mehr ein „Club“ denn eine „professionelle Assoziation“ gewesen. *Braun, Von den Heimarbeitern*, 8.

²⁷ Rudolf Braun, *Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz*, Erlenbach-Zürich 1970.

²⁸ Ebd., 4.

wichtig verwirft – das Nein fiel dann aber ziemlich knapp aus, vermochte die rechts-populistische Propaganda doch 46 Prozent der Stimmbürger zu überzeugen. Im politischen Tagesgeschäft herrscht nach diesem Urnengang Funkstille, so dass auch die Aufmerksamkeit für Brauns Studie, die viele konstruktive Vorschläge für den Umgang mit Migrationsproblemen macht, wegbreicht. Allerdings ist es genau diese meist unterschätzte und unbekannte Studie, für die Rudolf Braun 2008 von der Universität Neuenburg den Dr. h. c. erhalten hat.

1970 steht Rudolf Braun am Scheideweg. Er erhält im Herbst einen Ruf an die *University of California* in Berkeley und soll dort auf dem Lehrstuhl für *European Social History* Nachfolger von Hans Rosenberg werden. Das ist ein absolutes Spitzenangebot, war doch Rosenberg nach 1945 einer der wichtigsten internationalen Türöffner für die intellektuell bankrotte deutsche Geschichtswissenschaft. Braun schlägt das Angebot aus und nimmt kurze Zeit später einen Ruf nach Zürich an. Im Wintersemester 1971 nimmt er als Ordinarius für Allgemeine und Schweizer Geschichte an der Universität Zürich seine Lehrtätigkeit auf. In der Studierendenzeitschrift „Der Zürcher Historiker“²⁹ wird vermerkt: „Braun ist ein Dozent, auf den viele Studenten warten, ohne zu wissen, auf wen sie eigentlich warten.“ Um in Erfahrung zu bringen, welchen Eindruck die Berliner Studierenden von Braun gewonnen haben, schickte die Zürcher Basisgruppe eine Anfrage nach Berlin, die im Mai 1971 in einer Stellungnahme des Studentenkomitees am J.F. Kennedy-Institut resultierte. Braun sei, schreiben die Berliner „Kommilitonen“, „hier in Berlin in einer für die Entwicklung der FU sehr wichtigen, aber auch sehr schwierigen Zeit tätig“ gewesen, und eine Beurteilung seiner Person müsse „in diesem Kontext

gesehen werden“. Braun wird ein „moralischer Rigorismus“ bescheinigt, „der ihn persönlich zu einem sehr integren Menschen macht“; als „Vertreter des Liberalismus“ sei er allerdings für „harte politische Auseinandersetzungen aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur denkbar ungeeignet“. Zudem stehe er „jeglicher Art von Theorie sehr skeptisch gegenüber“. In der gleichen Nummer findet sich auch ein längeres Interview mit Rudolf Braun, der – entgegen dem studentischen Statement – für die Geschichtswissenschaft ein „starkes Theorie-Bedürfnis“ feststellt: „Mein erstes Seminar in Zürich soll der Untersuchung möglicher theoretischer und soziologischer Ansätze für historische Fragestellungen dienen.“ Politisch positioniert sich Braun als „Links-Liberaler“, und auf die Frage, wie er sich zur Tätigkeit der „Roten Zellen an der FU“ stelle, antwortet er differenziert: Er beurteilt „die gegenwärtigen gegenuniversitären Bestrebungen als doktrinär-vulgärmarxistischen Wildwuchs“ und präzisiert: „Im Gegensatz zu den Anarcho-Infantilen ist die Zusammenarbeit mit guten, kritischen Marxisten noch am besten.“ Er plädiert dann für studentische Mitbestimmung, auch in Berufungskommissionen, und beklagt die „Reibungsverluste“ durch „Verpolitisierung“. Das Interview endet mit verhaltenem Optimismus über die Früchte einer kooperativen Zusammenarbeit der Hochschuldozenten mit den Studierenden.

In seiner Stellungnahme nennt Braun auch den Grund, wieso er nicht dem Ruf nach Berkeley folgte: Seine Ablehnung habe „vor allem einen Grund gehabt: die Sprache“. Für „eine wissenschaftliche Betätigung auf hohem Niveau“ hätte sein Englisch nicht ausgereicht. Dieses Sprachenproblem durchzieht seine ganze Lebenserinnerung, angefangen bei Minus-Noten im Gymnasium über seine ihm ungenügend erscheinenden englischen

29 Im Folgenden wird aus dem Organ der Historikerschaft der Universität Zürich, „Der Zürcher Historiker“, Nr. 7, Mai 1971, „Wir stellen vor: Prof. Dr. Rudolf Braun“ (2–4) zitiert.

Schreibversuche in Chicago bis hin zu jener Episode, als er auf dem Weg zu einer internationalen Konferenz in Paris (mit Edward P. Thompson, Eric J. Hobsbawm, Pierre Bourdieu, Charles Tilly und anderen) „auf dem Flughafen wieder umkehrte, weil ich Angst hatte wegen meinem Französisch“. Diese Schwierigkeiten erklären sich durch den Sachverhalt, dass Rudolf Braun ein Wortakrobat ist, kein beflissener Redekünstler, jedoch ein Wissenschaftler, der den Sprachwitz souverän beherrscht. Wie sich heute Wissenschaftler an internationalen Tagungen in BSE (Broken Standard English) über ihre Forschungsergebnisse unterhalten, das findet er nicht passabel. Er wollte während seiner wissenschaftlich produktivsten Zeit nicht mit bescheidenem Sprachtützeug einige Sätze basteln, sondern seine Messlatte waren eloquente polyglotte, theoretisch versierte, empirisch gesättigte Historiker, wie etwa Eric J. Hobsbawm. Um diesem Anspruch gerecht zu bleiben, blieb er bei seinen Leisten, d. h. beim guten Deutsch.

In Zürich hatte Rudolf Braun eine sehr gute Verhandlungsposition, da in den beginnenden 1970er Jahren die Wachstumserwartung so robust war, dass es keine Probleme stellte, eine interfakultäre „Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ (FSW) zu gründen, eine Idee, die anfänglich der Historiker und Ökonom Hansjörg Siegenthaler lanciert hatte. Die FSW vereinigt denn auch einen wirtschaftshistorischen Lehrstuhl der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät (Siegenthaler) und zwei historische Professuren (Braun für die Neuzeit und Hans

Conrad Peyer für Mittelalter und Frühe Neuzeit) unter einem Dach, mit eigenen Forschungsassistenten und -bibliothek.³⁰

Während der ersten Zürcher Jahre publiziert Braun intensiv. Es entstehen zwei Sammelbände zur „Industriellen Revolution“, die er mit Wolfram Fischer, D. Grosskreutz und H. Volkmann herausgibt (1972 und 1973).³¹ Für eine Aufsatzsammlung von Charles Tilly steuert er einen finanzsoziologischen Beitrag zum „State-Building in Grossbritannien und Preussen-Brandenburg“ (1975) bei. 1979 erscheint in „Geschichte und Gesellschaft“ ein theoretisch reflektierender Text zur „Analyse von sozialen Strukturen“ (1977). 1979 legt er einen umsichtig argumentierenden Aufsatz zur Lebensstandard-Debatte vor. 1984 folgt eine Monographie zum ausgehenden Ancien Régime in der Schweiz,³² 1993 publiziert er – zusammen mit seinem Assistenten David Gugerli – das Buch „Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen“, welches Hoffeste und Herrschaftszereemoniell im Zeitraum von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg behandelt.³³ Hier konkretisieren sich zwei Forschungsinteressen, die in der Folge zu weiteren Veröffentlichungen führen: zum einen die Geschichte des „gelehrigen Körpers“, die sich mit der „Zurichtung des menschlichen Körpers zum folgsam-unterwürfigen Teil einer Machtmaschine“ befasst, zum anderen die Adelsgeschichte, die er unter dem programmatischen Titel „Oben-Bleiben“ behandelt.³⁴ Braun blieb ein anregender Lehrer; er bot ein breites Spektrum von legendären Lehrveranstaltungen an, zur Historischen Anthro-

30 Die FSW existiert bis heute, wenn auch mit deutlichen inhaltlichen und theoretischen Schwerpunktverlagerungen.

31 Rudolf Braun/Wolfram Fischer/Helmut Grosskreutz/Helmut Volkmann (Hg.), Die Industrielle Revolution. Wirtschaftliche Aspekte, Köln 1972; dies., Gesellschaft in der Industriellen Revolution, Köln 1973.

32 Rudolf Braun, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriss zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1984.

33 Rudolf Braun/David Gugerli, Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszereemoniell 1550–1914, München 1993.

34 Bibliographische Nachweise zu allen diesen Aufsätzen finden sich in Braun, Von den Heimarbeitern.

pologie, zur Körper- und Geschlechtergeschichte, zu verschiedenen Theoriefragen, zur Soziabilitäts- und Konfliktforschung und weiterem mehr. Hier vermochte er jeweils eine grosse Zahl von Studierenden zu eigenen Forschungen anzuregen, und so entstanden bis zu seiner Emeritierung im Herbst 1995 über 100 Dissertationen und 236 Lizentiatsarbeiten. Zu erwähnen sind dann Einladungen an prestigeträchtige Institutionen, so eine Fellowship der *Rockefeller Foundation* am *Bellagio Study and Conference Center* am Comer See, *Villa Servelloni*, ein Aufenthalt an der *Maison des sciences de l'homme* in Paris sowie ein Jahr als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

VI.

Wie lässt sich Rudolf Braun in der Wissenschaftsgeschichte der Geschichtswissenschaft verorten? Betrieb er „Historische Anthropologie“ *avant la lettre*? So gestellt, könnte die Frage sich deshalb als Tretfalle erweisen, weil die Suche nach Vorläufern häufig zu falschen Genealogien führt und überhaupt von geringem Erkenntniswert ist. Und selbstverständlich waren die Jahre um 1960, in denen Rudolf Braun an seiner Studie zum Zürcher Oberland arbeitete, etwas anderes als die Zeit nach dem Ende des Kalten Krieges, als in Deutschland eine aus der empirischen Kulturforschung und der Alltagsgeschichte hervorgehende Historische Anthropologie zu ihrem Namen – und 1993 auch zu ihrer Zeitschrift – fand. Auffallend ist jedoch die Bedeutung des deutsch-amerikanischen Kulturtransfers. Ohne die breite Rezeption kultur- und sozialanthropologischer Ansätze lässt sich die Formierung einer historischen Anthropologie, die zunächst die politischen

Hypothesen der teutonischen philosophischen Anthropologie abzählen musste, nicht erklären.³⁵ War Braun schlichte drei Jahrzehnte früher dran? Das liesse sich ebenso leicht belegen wie widerlegen.

Ergiebiger ist es, die Diskussion um eine theoretische Position und ihre Breitenwirkung zu verfolgen. Hier gibt es interessante Bezüge. So machte sich Thomas Nipperdey auf dem Deutschen Historikertag von 1967 für den Einbezug der „anthropologischen Dimension der Geschichtswissenschaft“ stark. Braun erinnert sich, dass er während dieses Auftritts neben Wolfram Fischer gestanden und dass es ihn fast umgehauen habe, als dieser zu ihm sagte, das komme ihm ungefähr so vor, wie wenn ein Blinder über Farben redet. Nipperdey, an dem die Studien von Braun völlig vorbeigegangen waren, hat dann rasch zur Kenntnis genommen, dass seine Forderungen in den Zürcher Oberland-Studien mustergültig umgesetzt worden waren. So geht er ein Jahr später in einem Aufsatz „Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, Historische Anthropologie“ ausführlicher auf Braun ein. Dieser habe „von einem zunächst ganz empirischen Ausgangspunkt mit den Mitteln der Volkskunde die Geschichte des Volkslebens in einer Landschaft während des Industrialisierungsprozesses“ analysiert. Nipperdey betonte, dass Braun unter neuen Fragestellungen „neue Quellengruppen erschlossen und traditionelle Quellen neu ausgewertet“ habe; Resultat sei „eine Geschichte der Wandlungen des Menschen in konkreten Gruppen und Zeiträumen“. Dadurch erfüllte Braun nach Nipperdeys Wertung „das anthropologische Programm einer neuen Sozialgeschichte in hohem Masse“.³⁶

Das Projekt einer Historischen Anthropologie hob damals in Deutschland aber nicht ab. Es war die Sozialgeschichte,

35 Vgl. dazu Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, 64 ff. und – in kritischer Würdigung, mit anderer Akzentuierung Hans Medick, *Historische Anthropologie auf dem Weg zur Selbstreflexion*, in: *Historische Zeitschrift* 238 (2006), 123–130.

36 Thomas Nipperdey, *Die anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte*, Göttingen 1976, 57.

die das Feld dominierte und den theoretischen und institutionellen Umbau der Geschichtswissenschaft vorantrieb. Braun hat sich in diesem Diskussionszusammenhang positioniert, und die Binordnung, die Jürgen Kocka in seinem Grusswort zum Aufsatzband vorgenommen hat, ist stimmig. Rudolf Braun war lange Zeit Mitherausgeber von „Geschichte und Gesellschaft“, er hielt auch später ein sozialhistorisches Paradigma hoch, und in allen seinen Studien lässt sich insbesondere ein ausgeprägtes Sensorium für Fragen der sozialen Ungleichheit feststellen. Der Blick für den Alltag, für die Erfahrungsdimension, für Selbstdeutungen von Akteuren, für handelnde und leidende Menschen mit ihrem Eigensinn, fehlt aber nie. Daher blieb Braun immer ein Ansprechpartner für jene Strömungen und Gruppierungen, welche die Sozialgeschichte kritisierten und eine neue Perspektive zu öffnen versuchten. So fungierte er von 1975 bis 1982 als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Max Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen, das die Protoindustrialisierungsforschung und die Alltagsgeschichte voranbrachte. Von der „Chemie“ her stimmten diese Beziehungen allerdings schlecht. Der forsche Auftritt der „Göttinger“ und deren Frontstellung gegen die Sozialgeschichte behagten ihm nicht. Die Beziehungen zu wichtigen Protagonisten der Alltagsgeschichte und – später, nach dem Ende des Kalten Krieges – der Historischen Anthropologie blieben konflikt- und stör anfällig. Hier lässt sich wohl beidseitig von verpassten Kommunikations- und Kooperationschancen sprechen. Jedoch – um nochmals auf das einleitende Zitat von Hans Medick aus dem Jahre 1984 Bezug zu nehmen – standen sich Braun und „die

Göttinger“ mit ihrem Anspruch, eine Historische Anthropologie zu praktizieren, welche an die Sozialgeschichte zurückgebunden bleibt und damit letztere auch verändert, sehr nahe.

Viele Spuren von Rudolf Brauns Wirken haben sich seit den 1980er Jahren verloren. Dies vor allem in Deutschland. Im 1990 von Richard van Dülmen herausgegebenen „Fischer Lexikon Geschichte“ taucht Braun nur gerade einmal auf, und zwar als „Volkskundler“.³⁷ Im 1998 von Hans-Jürgen Goertz herausgegebenen „Geschichte. Ein Grundkurs“ wird er in die „Landes- und Regionalgeschichte“ versenkt, hier allerdings als „grossartiges Pionierwerk“ gewürdigt, zusammen mit Hans Medick und seinem „Bestseller über Laichingen“.³⁸ In Ute Daniels „Kompendium Kulturgeschichte“ (2001)³⁹ und im „Lexikon Geschichtswissenschaft“, herausgegeben von Stefan Jordan (2002), finden sich gar keine Hinweise auf Rudolf Braun. Solche erratischen bzw. fehlenden Erwähnungen sind das Signum des bekannten Unbekannten. Im angelsächsischen Raum hat sich Brauns Profil besser erhalten. In Eric J. Hobsbawms „On History“ aus dem Jahre 1997 wird Braun anhand einer der Zentralfragen der aktuellen Geschichtswissenschaft eingeführt. In dieser theoretischen Reflexion auf die Geschichtswissenschaft vertritt Hobsbawm eine harte realistische und universalistische Position, verspricht sich aber von der Analyse der Kultur einen hohen Erkenntnisgewinn. Gerade weil „solch historisch groben Begriffe wie ‚Modernisierung‘ oder ‚Industrialisierung‘“ weiterhin nötig seien, würden sich Probleme für eine Analyse ergeben, die diese übergreifenden Prozesse kontextsensitiv und differenziert darstellen möchte. „Die Schwierigkeiten

37 Helde Wunder, Kultur- Mentalitätsgeschichte, Historische Anthropologie, in: Richard van Dülmen (Hg.) Fischer Lexikon Geschichte, Frankfurt a. M. 1990, 80.

38 Ernst Hinrichs, Landes- und Regionalgeschichte, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek bei Hamburg 1998, 551f.

39 Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a. M. 2001; Stefan Jordan (Hg.), Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002.

eines derartigen Unternehmens sind gewaltig, was vielleicht der Grund dafür ist, warum es bislang keine adäquaten Untersuchungen der industriellen Revolutionen des 18. Jahrhunderts als soziale Prozesse in einzelnen Ländern gibt, auch wenn inzwischen eine oder zwei ausgezeichnete Regional- und Lokalstudien vorliegen, wie die von Rudolf Braun über das Zürich Land und John Foster über Oldham im frühen 19. Jahrhundert.⁴⁰

VII.

Vielleicht muss sich Rudolf Braun keine Sorgen machen wegen seines Nachruhm. Seine Bücher scheinen nämlich eine lange Halbwertszeit zu haben. Gesprächsweise erwähnt er, Kocka habe ihm gegenüber bemerkt, dass die Arbeiten über das Zürcher Oberland weniger veraltet aussähen und moderner wirkten als viele Studien zur Struktur- und Prozessgeschichte.⁴¹ Tatsächlich sind die beiden Industrialisierungsstudien von Braun immer wieder neu aufgelegt und auch ins Englische und Französische übersetzt worden. Die Abnutzungsresistenz von Brauns Analysen scheint bemerkenswert hoch. Seine Bücher haben auch im Lichte neuer Fragestellungen und Forschungsansätze zu funkeln nicht aufgehört.

Privat ist Rudolf Braun ein geselliger Mensch; von der wissenschaftlichen Persönlichkeit her lässt er sich als produktiver Solitär charakterisieren. Er war vielseitig vernetzt, wollte jedoch keine „Schule“ bilden, denn dies vertrug sich nicht mit

seinem Wissenschaftsverständnis. Neben theoretischen Positionen ging es ihm immer auch um Ansprüche, wie Wissenschaft funktionieren soll, und um Einsichten, wie sie funktioniert. In einem Referat, das Braun 1969 an der FU unter dem Titel „Zum Verhältnis von Sozialgeschichte und Wirtschaftstheorie“ hielt, stellte er fest, dass „durch die Formulierung und Rezeption von Wirtschaftstheorien Denkmuster, Verhaltensnormen, Wertvorstellungen, Erwartungsansprüche und Leitbilder geprägt werden, die sich gleichsam in die Praxis hineinfressen. [...] Umgekehrt führen diese soziokulturellen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen dazu, dass Wirtschaftstheorien revidiert bzw. durch neue ersetzt werden.“⁴² Aufgrund dieses Verständnisses einer Wechselwirkung bleiben Brauns wissenschaftliche Forschungen immer auf gesellschaftliche Problemlagen bezogen. Er betrachtet Geschichte nicht als eine prognostische Wissenschaft – im Gegenzug ist er überzeugt, dass die Gegenwart einer historischen Perspektive zwingend bedarf. „Mir war wichtig, dass Geschichte relevant ist für die Gegenwart und nicht umgekehrt, dass die Gegenwart, relevant ist für die Geschichte. Das ist eine grosse Nuance.“ Diese Haltung, die historische Interpretation auch als gesellschaftliche Intervention auffasst, grenzt sich allerdings deutlich ab von einem Der-Politik-Zudienen. Braun geht es um eine Infragestellung dessen, was der Fall ist. Etablierte Denkgewohnheiten, verfestigte Argumentationsschemata sollten – dies seine Überzeugung – durch die Erforschung der historischen Tiefendimension

40 Zitiert wird die deutsche Ausgabe *Eric J. Hobsbawm, Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?*, Wien 1998, 121 und 124.

41 Für eine solche Bewertung stehen auch die Vorlesungen von Thomas Welskopp, der Rudolf Braun regelmässig längere Ausführungen widmet. Vgl. z.B. die Zürcher Vorlesung zur „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ vom Wintersemester 2001/02 (Industrialisierung I: Vom Handwerk und Heimgewerbe in die Fabrik).

42 *Rudolf Braun, Zum Verhältnis von Sozialgeschichte und Wirtschaftstheorie*, in: ders., *Von den Heimarbeitern*, 107. Der Aufsatz erschien 1971 in der Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, nachdem die Schweizerische Zeitschrift für Geschichte das Manuskript abgelehnt hatte.

aufgebrochen werden. In den Träumen und Aspirationen der kleinen Leute sieht er nicht ein Gegenstück zu den kalten Strukturen des Industriesystems. Dieser falschen Entgegensetzung ist Braun nie verfallen – ebenso wenig wie dem Hang zur Annullierung persönlicher Erfahrungen und kultureller Deutungsmuster in den Modellkonstruktionen einer Struktur- und Prozessgeschichte. Er zeigte vielmehr auf, wie sich der Industrialisierungsprozess mit

seiner ganzen Ambivalenz, mit seinem Ineinandergreifen von Ausbeutungspraktiken und Aufstiegsversprechen, in das Verhalten und in die Wünsche der Bevölkerung einschreibt. „Das Grosse im Kleinen“ suchen, das war das Anliegen Rudolf Brauns, und das schrieb er in Chicago während der Arbeit am zweiten Band zum Zürcher Oberland leitmotivisch auf eine Postkarte an Richard Weiss – um diese dann doch nicht abzuschicken.